Über den Tod zu Basel oder von Siechen, Siechenhäusern und Heilern

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Akzent : Magazin für Kultur und Gesellschaft**

Band (Jahr): **- (2004)**

Heft 2

PDF erstellt am: **29.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-842798

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Über den Tod zu Basel oder

Von Siechen, Siechenhäusern und Heilern

Die beiden Gestalten, die sich von St. Jakob her kommend zum Eschentor schleppen: Sie tragen ein Tuch um Mund und Nase. Ihr Kopf ist bedeckt. Ihre Augen, das einzige, was man von ihnen sieht, flehen um eine milde Gabe. In den Händen, die in weissen Wollhandschuhen stecken, tragen sie eine Holzklapper. Das laute Rasseln warnt die Passanten, sich ihnen zu nähern.

am St. Alban-Teich

Wären sie nicht vermummt, die Gestalten, so sähe man wie Paracelsus, der berühmte Arzt, schreibt, «gschwürige Knoten in der Haut; Knötchen in Mund und Nase; Verunstaltung des Gesichtes durch Abfallen von Nase und Ohren; Verstümmelungen der Extremitäten durch Abfallen der Finger und anderes». Ein entsetzlicher Anblick für uns Heutige – nicht unbedingt für die Menschen, die früher in Basel lebten. Man war Aussätzige gewohnt. Sie waren aus dem Stadtzentrum ausgestossen, gewiss, und lebten ausserhalb, in den Siechenhäusern am Leonhardsberg, vor dem Spalentor und bei St. Jakob. Aussatz war im 16. Jahrhundert einer der wenigen zugelassenen Scheidungsgründe der reformierten Kirche. Andererseits machte die Eingeschlossenheit und ihr Leiden die Leprösen zu begehrten Fürbittern der Menschen vor Gott. Das erleichterte ihnen die Strassenbettelei, auf die sie angewiesen waren, wollten sie überleben.

Auch das Kloster St. Alban hatte ein Siechenhaus. Es stand am Vriedentor, ungefähr dort, wo sich heute das Restaurant St. Alban-Eck befindet. Malenz wurde die Lepra damals genannt und der Name Malzgasse erinnert an die schreckliche Krankheit. Im frühen Mittelalter waren es ausschliesslich die Orden, die in ihren Klöstern Heilkunde betrieben. So verfügten nicht nur die Cluniazenser von St. Alban über ein eigenes Spittel, auch die Augustiner Chorherren zu St. Leonhard nahmen Kranke auf und um 1283 lässt sich eine «firmaria» der Dominikaner nachweisen. Zu erwähnen sind ferner das «Hospitium peregrinorum ad St. Anthonium», ein Pilgerhospiz der Antoniter-Hospitalbrüderschaft, das Siechhus der Nonnen zu Klingental und der Frauen zu St. Maria Magdalena an den Steinen. Unbekannt sind die Stifter des neuen und grossen «Hospitale pauperum», das wohl in der 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts gegründet wurde und aus dem letztlich das Bürgerspital hervorgegangen ist. Das Spittel, dies nebenbei, diente nicht nur der Aufnahme von Kranken, sondern war zugleich auch Armenhaus. Personen mit ansteckenden Krankheiten teilten den Raum mit anderen Patienten. Kein Wunder, dass sich die begüterte Schicht zu Hause pflegen liess.

Heran ihr Sterblichen, umsonst ist alles Klagen, ihr müsset einen Tanz nach meiner Pfeife wagen ...

Das Leben unserer Vorfahren war von vielen Seiten bedroht: Krieg, Verwüstungen, Missernten, Hunger, Krankheit. Verheerend wirkten sich Seuchen vor allem in Zentren wie Basel aus, wo viele Menschen unter misslichen Verhältnissen auf engem Raum zusammenlebten. Die akademisch gebildeten Mediziner standen Lepra, Pocken und Cholera hilflos gegenüber. Ebenso der 1495 erstmals auftretenden Syphilis, die innerhalb von fünf Jahren ganz Europa überzog. Die Lehren des römischen Arztes Galen, mit ihrer hohen Bedeutung der vier Säfte – Blut, Schleim, gelbe Galle, schwarze Galle – boten keine Hilfe. Immerhin dezimierten diese Krankheiten die Bevölkerung nur unwesentlich.

am St. Alban-Teich

am St. Alban-Teich

Dann aber: «Anno Domini 1348 do was ein grosser sterbeit, und sturbent gar vil lüten in allem lande, vor und noch, und werte vilnach ein jar.» Die Rede ist von der Pest, dem Schwarzen Tod, der um 1348 aus dem Orient über das Mittelmeer nach Europa kam. Was immer man dagegen unternahm: die Schliessung der Stadttore, die Flucht in die Landschaft – es war wirkungslos. Als Ursache der Pest vermutete man giftige Dünste, Schwärme von unsichtbaren Insekten, deren Eindringen in den Blutkreislauf Veränderungen im Körper zur Folge haben sollten. Geängstigte formierten sich zu Geisslerzügen, Juden

wurden der Brunnenvergiftung bezichtigt und umgebracht – dass es Ratten und Flöhe waren, die die Beulenpest übertrugen, wusste man nicht.

Monumentale Wandzyklen entstanden. Basel um 1450: Wer immer an der Predigerkirche vorbeikam, konnte sich dem überlebensgrossen Bilderbogen nicht entziehen, auf dem alles, was Rang und Namen hatte, vom Papst über den Kaiser bis hinunter zum Narren und Krüppel, ja selbst dem Kind, vom grinsenden Tod mit ausgelassenen Tanzschritten weggeführt wird. Bewusst wurde: Am Tod kommt niemand vorbei.

am St. Alban-Teich

Zwischen 1348 und 1668 folgten sich die Pestwellen in einem Rhythmus von rund 14 Jahren. Der Tod spielte zum Tanz auf. Fast jeder und jede Dritte musste sich in den grossen Reigen einreihen. 1438/39 starb gar die Hälfte der Basler Bevölkerung. Der Basler Stadtarzt, Felix Platter, verfasste eine Schrift «Sieben Regierende Pestelentzen oder Sterbendt zu Basel, die ich erlebt und darby gewesen» – sieben Pestzüge in einem Menschenleben!

Aber der Tod brachte auch neues Leben. Den meisten Pestzügen folgte eine rasche Erholung. Neue Ehen wurden geschlossen. Ungehemmt zeugte man Kinder. Aus den Dörfern kamen Zuwanderer. Die Stadt Basel holte Bevölkerungsverluste von 30% innerhalb von 16 Jahren auf. Und noch etwas: die Epidemien führten zu einem gesellschaftlichen Vakuum, das auch Menschen aus bescheidenen Verhältnissen Möglichkeiten bot, einen sozialen Aufstieg zu verwirklichen, wenn sie über Fähigkeiten und Durchsetzungswillen verfügten. Bereits 20-jährigen bot sich die Möglichkeit, verantwortungsvolle Berufe zu übernehmen. Kein Wunder, die durchschnittliche Lebenserwartung damals betrug rund 35 Jahre. Wer das 40. bis 50. Lebensjahr erreichte, galt als alt. Er war es auch. Gicht, Arthrose, Schilddrüsenerkrankungen, Geschlechtskrankheiten, Tuberkulose, Zahnlosigkeit, Augenerkrankungen bis hin zur Blindheit waren die treuen Begleiter während eines Lebensabends, der oft von Siechtum und schmerzhafter Verkrüppelung geprägt war, sodass der Dichter Hans Sachs, wohl zu Recht, das Alter als Last schildert:

Du hast mir bracht auff deinem rück
Kranckheyt und alles ungelück
Du hast mich gemachet alt
Geruntzelt, kalt und ungestalt,
Eyssgraw gemachet bart und har,
Das mich veracht die jugent gar.

Henker, weise Frau, Scherer und Medicus

Der mittelalterliche Mensch war sich Schmerzen und Gebresten gewohnt. Im eigenen Garten hielt man Heilkräuter. Wenn man nicht mehr weiter wusste, suchte man eine weise Frau auf, die Tränke und Salben herzustellen wusste. Auch der Henker konnte helfen. Durch sein Folterhandwerk hatte er sich anatomische Kenntnisse angeeignet, die ihm bei der Behandlung von Knochenbrüchen dienlich waren. Ausserdem stand er durch seinen Beruf im Dunstkreis der Magie.

Zuständig für die Geburt war die Hebamme. Nicht selten wies sie die Wöchnerin an, ein Zettelchen mit einem Segensspruch aus dem Johannesevangelium zu schlucken. Je nachdem schob sie der werdenden Mutter ein Kissen mit duftenden Kräutern unters Kreuz. Es handelte sich um «Unser Frauen Bettstroh». Dazu gehört Labkraut, das die Nachwehen lindert. Das Quendelkraut, der Frauenflachs und der Wohlgemut schützen gegen böse Einflüsse. Das Mariengras zieht die gu-

am St. Alban-Teich

Ein Basler Stadtarzt

Theophrastus von Hohenheim, 1493 – 1541,

genannt Paracelsus, ist Zeit seines Lebens Leibeigener des Fürstabtes von Einsiedeln, in dessen Herrschaftsbereich er geboren war. 1502 übersiedelt sein Vater mit der Familie nach Kärnten. Nach Jahren als fahrender Schüler promoviert Paracelsus wahrscheinlich um 1515 an der Universität Ferrara. Später finden wir ihn als Feldchirurg in Oberitalien, in den Niederlanden und in Schweden. Ausgedehnte Reisen führen ihn durch ganz Europa. Während seinem Aufenthalt in Strassburg, wo er das Bürgerrecht erwirbt, heilt er den berühmten Basler Buchdrucker Johann Froben. Auch der gelehrte Erasmus gehört zu seinen Patienten. Ein Jahr später zieht er nach Basel, wo er während zehn Monaten die einzige feste Stelle seines Lebens, diejenige eines Stadtarztes innehat. In dieser Funktion nimmt er sich unter anderem der Missstände in den Apotheken an, die er durch Prüfungen der Apotheker und Kontrolle der Rezepte zu beheben sucht. Während ihm der Stadtrat das Honorar für sein Amt sowie das eines Ordinarius bezahlt, verweigert ihm die Universität die ordentliche Professur. So hält er seine berühmten Hundstagsvorlesungen während der Semesterferien. Sie stellen eine «Kriegserklärung» an die Schulmedizin dar. Dem System des römischen Arztes Galenus stellt er eine erfahrungsbezogene und zugleich spekulativ-spirituelle Ganzheitsmedizin gegenüber, die neben progressiven Elementen auch an volksmedizinische, magische und alchemistische Traditionen anknüpft und die Heilkraft der Natur, der Bilder, der seelischen Kräfte und des Glaubens betont. Neben seinem ständigen Streit mit der Universität führt vor allem der Honorarprozess mit einem Patienten, dem Domherrn Cornelius von Lichtenfels, zu einer überstürzten Auflösung des Arbeitsverhältnisses.

ten Energien an. Ferner darf das Weidenröschen, das den Blitzen wehrt, nicht fehlen, so wenig wie Kamille, Waldmeister und Gundelrebe.

Die Versorgung äusserer Wunden galt als Hauptbeschäftigung des Scherers. Er behandelte Abszesse, Tumore und Krampfadern. Er führte Starstiche durch, ferner Blasenstein- und Bruchoperationen. Er renkte Gelenke wieder ein, vorsorgte Knochenbrüche und zog Zähne. Daneben war er auch für Amputationen zuständig und die Herstellung von Prothesen. Als Betäubungsmittel bei Operationen verabreichte man Branntwein, der deshalb als Heilmittel in den Apotheken verkauft wurde. Im Allgemeinen hatten die Wundärzte eine Berufslehre absolviert, was dazu führte, dass die Chirurgie an den Universitäten verpönt und als «Handwerk» abgewertet wurde.

Die studierten Ärzte praktizierten vor allem an den Höfen und in reichen Bürgerhäusern. Der Grossteil der Bevölkerung kam sie bestenfalls von weitem zu Gesicht. Nach der Absolvierung städtischer Lateinschulen studierten sie an einer Universität, in Basel seit 1460. Das ärztliche Berufswissen änderte sich durch die Entdeckungen der frühen Neuzeit nicht wesentlich. Immerhin konnte in der Schweiz durch das 1543 in Basel gedruckte Werk «De humini corporis fabric libri septem» von Andreas Vesalius eine stärkere Hinwendung zur Anatomie festgestellt werden. Tatsächlich erwarb sich Felix Platter Ruhm als er im April 1559 in Anwesenheit der übrigen Doktoren und Wundärzte der Stadt und vor einer grossen Zuschauermenge in der Elisabethenkirche die Leiche eines gehängten Diebes sezierte.

In Basel kommen sogar die Reichen in den Himmel

Was die Stadt Basel im 18. und 19. Jahrhundert auszeichnete, war der Umstand, dass sich die karitative Tätigkeit an keinem andern Ort so reich entwickelte, wie der deutsche Nationalökonom Karl Bücher feststellte. Davon profitierte auch das Gesundheitswesen. Ob die Motive Ausdruck des Glaubenslebens waren, des frommen Basel eben, sei dahingestellt. Unbestritten ist, dass sich 1777 mit der Gründung der GGG, der Gesellschaft für das Gute und Gemeinnützige in weiten Kreisen der städtischen Oberschicht die Überzeugung durchsetzte, der Bürger, dem es gut gehe, habe auch eine Verpflichtung gegenüber der Gemeinschaft.

So geht die Gründung des Kinderspitals auf eine reiche Witwe zurück, die ihr Vermögen für ein karitatives Werk

am St. Alban-Teich

einsetzen wollte. Margareta Merian-Burckhardt, die Frau des berühmten Christoph, ermöglichte mit einer grosszügigen Schenkung und einer Betriebssubvention den Ausbau des Bürgerspitals. Die Psychiatrische Klinik Friedmatt und die Augenheilanstalt, die Vorläuferin des Augenspitals, konnten nur dank Beiträgen der Christoph Merian Stiftung realisiert werden.

Die CMS finanzierte zur Hälfte auch die Sanierung des Birsigs, der zwischen Barfüsserplatz und Schifflände als Kloake für die ihn säumenden Hinterhäuser diente, in denen die Basler Arbeiterschaft im 19. Jahrhundert unter hygienischen Verhältnissen leben musste, die jeder Beschreibung spotteten. Die verheerende Choleraepidemie von 1855 war hausgemacht. Schon lange vor dem Staat hatte die private GGG die Missstände erkannt und Wohnungen gebaut, die «zu den niedrigsten Miethpreisen auch dem ärmsten Arbeiter noch eine gesunde, freundliche und wohnliche Stätte» ermöglichten.

Im Jahr 1890 wurde auf einem Gelände an der Burgfelderstrasse ein Hilfsspital mit 120 Betten in Betrieb genommen. Es sollte vor allem zur Aufnahme von Kranken mit so genannten exotischen Infektionskrankheiten wie Pocken, Cholera, Typhus usw. dienen. Ausserdem stand es dem Bürgerspital als Reserve zur Verfügung, wenn dieses überfüllt war oder Scharlach-, Maser- oder Diphtheriekranke in Quarantäne gelegt werden mussten. Kaum war das Spital 1890 eröffnet, brach eine Typhusepidemie aus; rund 100 Erkrankte mussten in den folgenden Monaten im Hilfsspital gepflegt werden: ein Jahr später folgten 93 Pockenkranke. 1918 stand das Hilfsspital während der berüchtigten Grippe-Epidemie ununterbrochen in Betrieb.

Die Spanische Grippe war (vorläufig?) die letzte grosse Seuche oder Pandemie, wie man heute sagt, die auch in Basel zahlreiche Todesopfer forderte. Anfang März 1918 wurden in Spanien die ersten Todesfälle registriert. Die Influenza verbreitete sich rasend schnell. Zwischen 1918 und 1919 fegte sie zweimal um die Erde und riss vierzig Millionen Menschen in den Tod, mehr als innerhalb von zwei Jahrzehnten an Aids gestorben sind. Die Bewohner an der Burgfelderstasse sahen täglich die Krankenwagen, die zum Hilfsspital fuhren und die Leichenzüge, welche die Grippeopfer zum Kannenfeldgottsacker begleiteten.

1956 wurde das Hilfsspital in Felix Platter-Spital umbenannt. Es ist heute Behandlungsstätte für Geriatrie- und Akutpatienten. Das Zusammenwirken von Geriatrie, Orthopädie und Rheumatologie verlieh vor allem der Altersmedizin neue Impulse.

Auch das Bürgerspital, vor hunderten von Jahren von reichen Wohltätern gegründet, ging an den Kanton. Das moderne Gesundheitswesen ist für private Stifter unbezahlbar geworden. Doch das ist eine andere Geschichte.

am St. Alban-Teich

Verwendete Literatur

Kreis Georg / von Wartburg Beat, Basel – Geschichte einer städtischen Gesellschaft, Christoph Merian Verlag, Basel, 2000
Le Roy Ladurie Emmanuel, Eine Welt im Umbruch, Klett-Cotta Verlag, Stuttgart 1998
Lüthi Theres, Tod aus dem Hühnerstall, Weltwoche Nr. 4, 22.1.2004
Meier Pirmin , Paracelsus Arzt und Prophet, Amman Verlag AG, Zürich 1993
Meyer Werner, Hirsebrei und Hellebarde, Walter Verlag, Olten, 1985
Teuteberg René, Basler Geschichte, Christoph Merian Verlag, Basel, 1988

am St. Alban-Teich